

FAYE KELLERMAN
Und da war Finsternis

FAYE KELLERMAN

Und da war Finsternis

Roman

Deutsch von Susanne Aeckerle

C. Bertelsmann

Die Originalausgabe erschien 2005 unter dem Titel
»Straight Into Darkness« im Verlag Warner Books, New York



Mix
Produktgruppe aus vorbildlich
bewirtschafteten Wäldern und
anderen kontrollierten Herkünften
Zert.-Nr. SCS-COC-1940
www.fsc.org
© 1996 Forest Stewardship Council

Verlagsgruppe Random House FSC-DEU-0100
Das für dieses Buch verwendete FSC-zertifizierte Papier *Zephir*
liefert Papeteries de Vizille, Frankreich

1. Auflage

Copyright © 2005 by Faye Kellerman
Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 2006
beim C. Bertelsmann Verlag, München,
in der Verlagsgruppe Random House GmbH
Satz: Uhl + Massopust, Aalen
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck
ISBN-10: 3-570-00930-0
ISBN-13: 978-3-570-00930-7
Printed in Germany

www.bertelsmann-verlag.de

In seligem Angedenken an Tech Sergeant David Kellerman –
meinen lieben Schwiegervater.

In seligem Angedenken an Corporal Oscar Marder –
meinen geliebten Vater, dessen Leben und Geschichten
in mir weiterleben.

PROLOG

New York, 2005

Ich male, weil ich noch dazu in der Lage bin. Meine steifen, knotigen Finger lassen sich weit genug biegen, um einen Pinsel zu halten und die Wildschweinborsten in Kleckse von Rot zu tauchen: Karmesinrot, Rubinrot, Granatrot, Zinnoberrot, Rosenrot, Rostrot, Magenta, Mennige, venezianisches Rot – die Liste scheint endlos zu sein; das volle rote Farbspektrum auf meiner Holzpalette. Ich bin als der Maler in Rot bekannt, weil ich die Welt so sehe.

Einmal, 1980, bei der Eröffnung einer meiner vielen Ausstellungen in New York, wurde ich von einem elfenhaften jungen Wesen gefragt, was ich mit all diesem Rot ausdrücken wolle. Sie schaute sehr ernst, und ich bemerkte, dass sie ein sehr hübsches Gesicht hatte. Nachtdunkle Augen, überschattet von langen Wimpern, eine alabasterfarbene Haut und kinnlanges schwarzes Haar. Ihre Lippen waren strahlend rot geschminkt, und es schmeichelte mir, dass sie damit ihre Ehrerbietung für mich zum Ausdruck bringen wollte. Sie muss Anfang zwanzig gewesen sein, trug ein eng anliegendes schwarzes Kleid mit Spaghettiträgern, die sich über dem samtweichen Rücken kreuzten. Ein schöner Rücken als Ergänzung zu einem schönen Antlitz, dazu volle Brüste, die den tiefen Ausschnitt füllten. Sie hätte einer meiner Geschichten aus der Vergangenheit entspringen können: Ich sah sie als sinnliche Animierdame in einem Berliner Kabarett der Zwanzigerjahre.

Sofort wollte ich sie in ein Nebenzimmer führen, eine dieser üppigen Brüste befreien und stundenlang daran saugen. Ich dachte sogar daran, mit ihr zu schlafen. Damals wäre das noch

möglich gewesen – nicht einfach, aber möglich. Jetzt, in meinem fortgeschrittenen Alter, selbst nach der Einführung der kleinen blauen Pillen, überlässt man manche Dinge besser der perfekten Welt der Phantasie.

Was ich mit all diesem Rot ausdrücken wollte?

Viele Kritiker haben darüber gerätselt und meine Kunst analysiert. Die übereinstimmende Meinung lautet, dass ich angesichts meiner Herkunft – aufgewachsen in einer von grausigen Ereignissen, Wirren und Tod erfüllten Stadt – meiner Seele wohl kaum anders als in der Farbe des Blutes Ausdruck verleihen könnte. Dann gibt es welche, die mein Rot mit dem Blau Picassos vergleichen, eine andere Interpretation, wenn man so will. Ganz davon abgesehen, dass der Meister Jahre älter war als ich und Holz und Karton bemalte, während ich noch in den Windeln lag. Warum mit Logik in oberflächliches Denken eingreifen? Schließlich gibt es noch die Außenseiter, die behaupten, ich male in Rot, weil Rot die Farbe der Scham ist.

Das ist gut beobachtet.

Wenn sich jemand schämt, wird er rot. Je beschämter er ist, desto tiefer errötet er. Es ist die Scham meiner Generation, eines Volkes, das den Völkermord als zweckdienlichstes Mittel akzeptierte, dem Vaterland Reinheit und Größe zurückzugeben. Ich male in Rot, weil die Kinder meines Heimatlandes, die Kinder meiner Generation die Bürde der Scham und Schuld für die unaussprechlichen Taten ihrer Eltern auf sich nehmen müssen. *Das* ist die wirkliche deutsche Scham.

Ach, aber das ist nicht die deutsche Scham, an die ich mich erinnere. Die deutsche Scham meiner Kindheit waren die unserem Volk aufgebürdeten Ungerechtigkeiten der Novemberverbrecher und des verhassten Versailler Vertrages. Die Erniedrigung, von den Führern der Weimarer Republik schikaniert zu werden, diesen nichtsnutzigen Preußen, die verächtlich auf Bayern und das gesamte Süddeutschland herabblickten.

Das muss ich erklären.

Es ist ganz einfach. Deutschland hatte den Ersten Weltkrieg nicht *wirklich* verloren. Wir »verloren«, weil sich die verhasst-

ten Schicksalsmächte gegen uns verschworen, die verdammten Kommunisten, die zügellosen Amerikaner, die hitzigen, kriegstreiberischen Serben und vor allem die hässlichen, gottlosen Juden mit ihren Hakennasen, ihrem minderwertigen Blut, die mit ihren bössartigen Intrigen und Verschwörungen die Welt-herrschaft an sich zu reißen versuchten. Warum sollten wir Verantwortung übernehmen für ein Debakel, das durch die Österreicher intern hätte geregelt werden sollen, für eine Katastrophe, die wir nicht ausgelöst hatten? Und sollten Sie auf Grund von Fehlinformationen Deutschland tatsächlich für ein besiegt Land gehalten haben, so denken Sie noch mal nach. Es waren nicht die Bayern, die besiegt wurden. Auf unserem Boden fanden keine Schlachten statt, wieso konnte man uns dann für die Verluste verantwortlich machen? Nein, verstehen Sie, die Schuld liegt nicht bei den Bayern im Süden, sondern bei den verhassten Preußen im Norden und der verabscheuten Weimarer Republik mit ihren schändlichen Vorschriften und Verordnungen, und den Ausländern, die unser geliebtes Land zerstückelten. Das ist die Scham, an die ich mich erinnere – dass Menschen mit mittelmäßigem Verstand erlaubt wurde, über unser Land zu herrschen.

Wir Bayern brauchten Preußen und dessen lächerliches Experiment in amerikanischer Demokratie nicht. Wir brauchten auch die Sowjets nicht, die uns die Ideale des Kommunismus lehren wollten. Wir brauchten die Wiedereinsetzung unserer geliebten Wittelsbacher-Monarchie, obwohl wir wussten, dass das nicht passieren würde, nicht mit den Preußen am Ruder. Also würde Deutschland an Stelle eines Königs einen diktatorischen Führer akzeptieren, der uns von der Scham der Niederlage befreien und uns wieder zu Ruhm und Ehren verhelfen würde.

Und fand das Vaterland nicht den perfekten Führer, den Ge-salbten, der die Demütigung schmachvollen Versagens auslö-schen und die vom Volk der arischen Rasse erlittene Erniedri-gung ausrotten würde?

Das ist die Scham, an die ich mich erinnere. Die Scham mei-ner Jugend.

Die Scham des Völkermordes kam für das Vaterland später, nachdem die Alliierten darauf hingewiesen hatten, dass man mehr Mitgefühl mit den Deutschen haben könnte, wenn sie sich zumindest ein kleines bisschen beunruhigt über die Leichen zeigten, die aus den Gaskammern quollen, und über Knochen und Asche, die die Öfen verstopften.

Also male ich in Rot, weil ich mich durch Malerei ausdrücke. Worte sind mir schon immer schwer gefallen. Ich habe zu schreiben versucht, aber das ist nicht das Gleiche. Malen erfordert physische Beteiligung – das Auge, die Hand, die Finger, die Körperlichkeit des Pinselstrichs auf der leeren Leinwand, das Palettenmesser, das Furchen durch die Lagen von Impasto zieht. Beim Schreiben ist man nicht körperlich beteiligt, beim Antippen kleiner schwarzer Buchstaben in derselben Schrift, demselben Farbton, derselben Größe – alles in ordentlichen kleinen Zeilen. Nein, ich kann nicht schreiben. Doch wenn ich es könnte, hätte ich wohl eine gute Geschichte zu erzählen.

München, 1929

Papa, da sind sie wieder!«

Das Hämmern an der Tür, zusammen mit der Panik in Joachims Stimme, ließ Berg hochschrecken. Er schlug die Decke zurück, sprang mit einem Satz aus der Wärme des Bettes, bemerkte kaum die Kälte, als seine nackten Füße den abgetretenen Eichenboden berührten, und rannte ins Wohnzimmer. Er war schlagartig wach, bereit für die Konfrontation.

Es war noch dunkel, aber Berg konnte das vom Sofa herabhängende Federbett erkennen. In letzter Zeit hatte sein Sohn sich angewöhnt, hier zu schlafen, statt im Zimmer seiner Schwester, das sie sich früher geteilt hatten. Er brauchte seine Privatsphäre – typisch für einen fünfzehnjährigen Jungen. Sein Körper verlangte nach Aufmerksamkeit, ohne seine Schwester als Publikum. Joachim war groß, schlank, hatte strahlend blaue Augen und einen dicken Haarschopf, blond wie seine Mutter, aber die Locken hatte er von Berg.

Das Zimmer erzitterte von den Steinen, die gegen die Hauswand flogen.

»Jetzt reicht's!« Berg knipste die einzelne Glühbirne über dem Esstisch an und hob den Fenstergriff. Ein Segen, dass er und seine Familie im obersten Stockwerk wohnten. Die Rabauken da unten hatten nicht genug Kraft, die Steine bis zu ihnen hinaufzuwerfen. »Jetzt reicht's!«

»Axel, was machst du da?«

Die Stimme seiner Frau. Berg hielt inne und drehte sich um. Ihre Augen waren noch verquollen vom Schlaf, ihre Haare standen vom Kopf ab. Obwohl der heftige Regenguss aufgehört

hatte, schien die Luft noch immer statisch aufgeladen. »Geh wieder ins Bett, Britta. Es ist kalt«, sagte er.

»Wenn es für mich kalt ist, dann auch für dich.«

»Sei halt so lieb und bring mir meinen Mantel.«

»Axel, lass sie in Ruhe. Sie machen doch nichts kaputt.«

»Noch nicht.«

»Du weißt nicht, wer sie sind.«

»Natürlich weiß ich das. Die Meute des Österreichers...«

»Woher willst du das wissen? Sie sind ja nicht mal braun gekleidet.«

»Rabauken erkenne ich sofort!« Er mühte sich mit dem Griff ab und merkte, wie er vor Anstrengung rot im Gesicht wurde.

»Das sind Rabauken.«

»Wenn sie von Hitler kommen, haben sie es nicht auf dich abgesehen, sondern vermutlich auf die Juden von unten.«

»Welche Juden?«

»Die Weinstocks aus der zweiten Etage. Oder die Maslanokows.«

»Die Maslanokows sind Russen, keine Juden.«

»Kommunisten. Wo ist da der Unterschied?«

»Ich dachte, sie wären Sozialdemokraten.«

Britta winkte ab. »Ist doch das Gleiche.«

»Das seh ich anders. Ich hab bei der letzten Wahl für die Sozialdemokraten gestimmt.«

»Häng das bloß nicht an die große Glocke, wenn du willst, dass unsere Fenster heil bleiben.«

Berg beachtete sie nicht weiter und drückte wieder gegen den Griff. »Was ist denn bloß mit diesem Fenster? Man könnte ja denken, es wäre zugeklebt.«

»Ist es auch. Wir haben es verkleistert, weil so viel kalte Luft hereinkam.«

»Wie bitte? Wann das denn?«

»Vor etwa einem Monat...«

»Aha!« Das Fenster sprang auf, und sofort schlug Berg bitterkalter Wind ins Gesicht. Der Schnee von den Alpen war fast zu schmecken. Er brüllte die Jungs unten an, doch sein Ärger sta-

chelte sie nur noch mehr an. Die Geschosse kamen schneller.
»Brüll du für mich, Britta.«

»Ich denk nicht dran!«

»Du musst sie ablenken. Ich verlange nicht viel von dir.«

»Und soll riskieren, gesteinigt zu werden?«

»Ich mach es, Papa.«

Britta funkelte ihr älteres Kind an. »Du willst also die Dummheit deines Vaters mitmachen! Ich dachte, ich hätte einen gescheiterten Sohn, und kaum kommt er in ein gewisses Alter, benimmt er sich so idiotisch wie alle Männer!« Schnaubend stapfte sie zurück ins Schlafzimmer und knallte die Tür zu.

Joachim unterdrückte ein Grinsen. Er wandte sich an seinen Vater. »Was soll ich machen?«

»Lenk sie ab.« Berg nahm sein Jackett, seine Stiefel und dicke Wollsocken aus dem Schrank. »Brüll sie an, schneid ihnen Grimassen, mach, was immer dir einfällt. Halt sie nur beschäftigt.«

Der Junge schaute aus dem Fenster und runzelte die Stirn. »Sie sind zu viert, Papa.«

Nachdem Berg Socken und Stiefel angezogen hatte, band er rasch die Schnürsenkel zu. »Umso besser. Wenn sie auseinander stieben, erhöht sich meine Chance, wenigstens einen von ihnen zu erwischen.« Er zog seinen Mantel über.

»Du willst im Pyjama nach draußen?«, fragte Joachim. »Dann erfrierst du.«

»Auf einem sich bewegenden Gegenstand bildet sich kein Eis.« Berg küsste seinen Sohn auf die Stirn. »Sie scheinen das Interesse zu verlieren. Beschimpf sie, Joachim. Sei laut und gemein. Das sollte sie wieder anfeuern.«

Berg schlüpfte aus der Tür, den Flur hinunter und in das pechschwarze Treppenhaus. Mit der Hand an der Wand lief er die vier Stockwerke hinab, wobei er mit den Absätzen gegen die Metallleisten der Treppenstufen stieß. Frost lag in der Luft und erschwerte das Atmen. Er verzog das Gesicht, als die Gerüche auf ihn eindrangten: fauliger Kohl, frische Katzenpisse, frühmorgendliche Kochgerüche, hauptsächlich brutzelnde Würstchen. Dass jemand Geld hatte, morgens schon Fleisch zu essen, über-

raschte ihn. Bergs Frühstück – wenn er überhaupt frühstückte – bestand für gewöhnlich aus einem Brötchen mit Butter. Die Zeiten hatten sich gebessert, ja, aber niemand besaß Ersparnisse. Die Stadt wankte noch immer unter der fünf Jahre zurückliegenden Hyperinflation. Kaum jemand vertraute der momentanen Währung oder den Dummköpfen in Berlin, die sich jetzt eines gesundes Währungssystems brüsteten.

Sobald Berg im Erdgeschoss angekommen war, stieß er die Haustür auf, bereit, sofort loszusprinten. Die Jungs hörten die quietschenden Türangeln, sahen die herausstürzende Gestalt und rannten in alle Richtungen davon. Berg entschied sich nicht für den, der ihm am nächsten war, sondern für den größten, den Anführer.

Der Junge schien in Joachims Alter zu sein, war aber stämmiger, mit dem muskulösen Brustkorb des typischen Bayerns. Wie Berg hatte Joachim den schlanken Körperbau eines verweichtlichten englischen Schuljungen. Aber, ebenso wie Berg, besaß er Kraft in diesen sehnigen Armen. Mehr als einmal war Joachim mit blutiger Nase und einem verschlagenen Grinsen nach Hause gekommen. Im Gymnasium war er als Junge bekannt, der sich zu verteidigen wusste.

Berg verlängerte seine Schritte, hatte einen Vorteil gegenüber seiner Beute, da er bereits rannte, während der Junge erst warm werden musste. Aber dem Rabauken gelang es, sich dem sofortigen Zugriff zu entziehen. Er bog nach rechts, nach links, wieder nach rechts, nach links, um Berg abzuschütteln, was aber nur dazu führte, dass sie beide langsamer wurden. Schließlich kapierte der Junge, dass es schneller ging, wenn er geradeaus rannte, und gewann dadurch mehrere Meter. Er schien nordwestlich auf die Isar zuzulaufen, eine fragwürdige Strategie, weil es seine Möglichkeiten verringerte. Sobald er dort war, musste er entweder am Fluss entlangrennen oder ihn auf einer der Brücken überqueren. Obwohl Berg nicht der Schnellste war, besaß er Ausdauer. Er hielt es für das Beste, eine gleichmäßige Gangart beizubehalten und das Tempo später zu erhöhen, wenn der Junge durch Wind, Nässe und Kälte ermüdet war.

Der Tagesanbruch stand unmittelbar bevor, aber noch war keine Morgenröte am Himmel zu sehen, bloß zinnfarbene Wolken, die durch aufsteigenden, rußigen Kohlenrauch trieben. Das wenige durchschimmernde Licht ließ die Stadt nur noch deprimierender wirken, enthüllte windschiefe Holzhäuser mit Schindeldächern und fest geschlossenen Fensterläden. Zwischen den Wohnhäusern befanden sich hier und da die berüchtigten »Zigarettenalons«, doch selbst für Prostituierte war es noch zu früh. Mit hämmerndem Herzen rannte Berg an mehreren heruntergekommenen Herbergen vorbei, Unterkünften für arbeitslose Männer, die eingerollt in Woldecken hinter den Fenstern schliefen. Als der Junge das Isarufer erreichte, bog er abrupt nach links und rutschte den Hang hinunter bis zum Flussufer. Dann lief er nach Norden weiter.

Berg blieb ihm auf den Fersen, sein ganzer Körper im Einklang mit seinen Schritten.

Der Regenguss der vergangenen Nacht hatte den Boden in einen tückischen Matsch aus Schlamm und Abfall verwandelt, durchsetzt mit klumpigen Baumwurzeln, was ihn alles gemeinsam zu Fall bringen wollte. Der schäumende Fluss war ohrenbetäubend, vor allem im Gegensatz zu den leeren Straßen. Mit brennender Lunge setzte Berg seine Jagd fort, bespritzte sich bei jedem Schritt Pyjamahose und Mantelsaum mit Schlamm. Angestrengt darum bemüht, nicht das Gleichgewicht zu verlieren, schluckte er eisiges Sprühwasser aus dem aufgewühlten Fluss, der über Steine tanzte und gegen große Felsbrocken prallte. Ein eiskalter Dunst legte sich auf Bergs Gesicht. Seine Nase und Ohren waren taub geworden, die Finger steif und gefühllos, doch innerlich war ihm warm vom Rennen, Schweiß hatte sich unter seinen Achseln und im Nacken gesammelt.

Gleichmäßig wie ein Metronom setzte er seine Schritte: rumms, rumms, rumms, rumms.

Innerhalb von Minuten kam er am neuen Deutschen Museum der Naturwissenschaft und Technik vorbei, Bayerns Beweis für den Rest des Landes, dass München eine fortschrittliche Stadt war. Der Himmel nahm ein helleres Grau an. Bald würden sich

die Straßen mit Fahrrädern, Handkarren, Krafträdern, Bussen, Trambahnen und der rasch zunehmenden Anzahl privater Automobile füllen.

Dem Rabauken würde es leichter fallen, ihn im Verkehr abzuhängen, daher verlängerte Berg seine Schritte. Der Junge sah sich über die Schulter um. Dadurch wurde er langsamer, was Berg erlaubte, den Abstand zwischen ihnen zu verringern. Jetzt hatte er den Rabauken schon fast am Kragen... nur noch ein bisschen mehr Schwung.

Eine letzte Anstrengung, die Schritte auf das Maximum ausgedehnt, dann hatte Berg ihn erreicht, packte ihn am Mantel, bemüht, nicht über seine eigenen Füße zu stolpern, während sie beide nach vorn stürzten. Der Junge versuchte sich aus seinem Mantel zu winden, um sich loszumachen, aber Berg war darauf vorbereitet. Mit seinen langen Fingern hielt er den Bengel am Genick und riss ihn nach hinten. Dann trat er ihm fest in die Kniekehlen. Der Rabauke knickte ein, rutschte aus und fiel mit dem Gesicht voran in den Matsch. Berg zog ihn mit einem Ruck wieder auf die Füße und stieß ihn in den Maschendrahtzaun, der den Fluss säumte.

»Heil Hitler!«, stöhnte der Junge und sank auf die Knie.

»Deine Verehrung ist rührend.« Berg atmete schwer, blieb aber Herr der Lage. Er zerzte dem Jungen die Arme nach hinten, zog Handfesseln aus der Manteltasche und legte sie dem Kerl an. Wieder riss er ihn hoch. »Vielleicht kann er dich im Gefängnis besuchen. Das kennt er ja gut aus eigener Erfahrung.«

»Eure Tage sind gezählt. Von uns gibt es mehr, als ihr glaubt.«

»Ja, ja. Trotzdem bist du in Handfesseln, und ich nicht.« Berg stieß ihn den Hang hinauf und auf die Straße. Ohne zu sprechen gingen sie das kleine Stück bis zur Ludwigsbrücke. Berg schubste ihn nach links. »Hier entlang.«

Berg war überrascht. Der Junge leistete keinen Widerstand. Er besaß eine gewisse Stämmigkeit, aber kaum Kraft in den Armen, die außerdem ziemlich kurz waren. Sein Gesicht war rosig, doch das konnte an der Kälte liegen. Dazu blaue Schweinsäuglein. Für Berg waren sie alle Schweine. Unter seinem fadenscheinigen

Mantel trug der Bengel ein beiges Arbeitshemd aus grobem Nesselstoff, dicke Wollhosen und Stiefel, die mehr Löcher als Leder aufwiesen.

Abrupt fing der junge Nazi an zu singen. »Oh, Deutschland, hoch an Ehren ...«

Berg packte ihn fester. »Still. Die Leute schlafen noch.«

Der Junge änderte das Lied, aber nicht die Lautstärke. »Deutschland, Deutschland über alles.«

Berg stieß ihm das Knie in den Rücken. »Ruhe, hab ich gesagt.«

»Haben Sie was gegen die deutsche Nationalhymne?«

»Gegen die Hymne nicht, aber gegen deine Stimme.«

Nachdem er mehrere Möglichkeiten erwogen hatte, entschied sich Berg für die Polizeidirektion in der Ettstraße. Sie lag nicht übermäßig weit entfernt, und Berg fühlte sich wohler dabei, den Jungen auf seinem eigenen Territorium festzuhalten. Ein Schubs, und die beiden stapften durch den Nebel und die Kälte über die Pflastersteine, bemüht, den zahllosen Pfützen auszuweichen. Berg hörte, wie die Stadt erwachte: gelegentliches Hufklappern, Quietschen hölzerner Wagenachsen, Surren motorisierter Fahrzeuge, Rumpeln der Trambahnen. Schwere Gegenstände – wahrscheinlich Kisten, die angeliefert und abgeladen wurden – fielen auf dem Viktualienmarkt zu Boden, nur eine Straße entfernt. Berg beschloss, sich vom Markt fern zu halten, um unerwünschte Aufmerksamkeit zu vermeiden, vor allem von den Gleichgesinnten des Rabauken, die in diesen Tagen überall zu sein schienen. »Wie heißt du, Junge?«

»Ich muss Ihre Fragen nicht beantworten.«

»Irgendwann wirst du es tun.«

»Nein, da irren Sie sich. Eines Tages werden Sie *meine* Fragen beantworten müssen.«

»Nur ist dieser Tag noch nicht gekommen, Junge. Wie heißt du?«

Der Bub zuckte die Schultern. »Lothar.«

»Und weiter?«

»Lothar Felb.«

»Lothar, warum wirfst du Steine auf Häuser? Da drin wohnen vielleicht welche von deinen Kumpanen.«

»Aber auch viele Entartete – Juden, Kommunisten, Sozis, Bayerische Volksparteiler, Deutsche Demokraten, Liberale, Zentrumsparbeiter...«

»Das sind aber eine Menge Leute, Junge – alle in der Stadt bis auf die Nazis.«

»Genau.« Der Bub blieb stehen und sah über die Schulter zu Berg. »Tun Sie, was Sie nicht lassen können. Aber wir wissen beide, Herr Inspektor, dass die bei der Polizei auf meiner Seite stehen werden. Vor allem, wenn die sehen, wie komisch Sie angezogen sind.«

Plötzlich wurde Berg peinlich bewusst, dass er immer noch im Pyjama war. Ungehalten schlug er dem Rabauken mit dem Handrücken ins Gesicht. »Du unterschätzt mich, Junge.« Bevor der reagieren konnte, versetzte ihm Berg einen weiteren Schlag auf die andere Wange. »Halt die Klappe, bevor du mich völlig verärgerst.«

Der Bengel öffnete den Mund, aber es kam nichts heraus. Den Rest des Weges trotteten sie schweigend weiter. Berg zitterte. Er war durchgefroren, nass und sehr besorgt. Er wusste nur allzu gut, dass die Worte des jungen Braunhemds der Wahrheit ziemlich nahe kamen.

2

Errichtet auf einem Grundstück, das einst einem Augustinerkloster gehört hatte, war die Polizeidirektion in der Ettstraße ein neogotisches Labyrinth mehrstöckiger Bauten um einen zentralen Innenhof mit schachbrettartigen Fenstern an den Fassaden. Eine mit Kies bedeckte Fläche diente als Abstellplatz offizieller Polizeifahrzeuge – Krafräder, Automobile und motorisierter Mannschaftswagen. Das Tor zum Parkplatz wurde von zwei monumentalen Steinpilastern flankiert, gekrönt mit muskulösen, brüllenden Löwen – dem Wappentier Bayerns. In Stallungen an der Rückseite des Komplexes waren die Pferde untergebracht,

weniger als früher, da sie inzwischen immer häufiger durch Motorräder ersetzt wurden.

Den Haupteingang des Präsidiums erreichte man über eine Steintreppe, zwischen quadratischen, mit Friesen geschmückten Pilastern hindurch. Die Eingangstüren waren beeindruckend und schwer. Im Erdgeschoss befand sich ein schmaler Vorraum mit hoher Decke, in dem ein uniformierter Beamter mit einem Eintragungsblatt hinter einem Schreibtisch saß. Zu seinen Pflichten gehörten die detaillierten Richtungsanweisungen zu den diversen Büros im Inneren der Direktion. Aber er gab auch Formulare aus. In Bayern, wie im gesamten Deutschland, gab es viele, viele Formulare, wobei das wichtigste das für die Anschriftenregistrierung war. Jeder Deutsche, der von einer Stadt in die andere umzog, musste seine neue Adresse beim Einwohnermeldeamt registrieren lassen. Das Vaterland wollte zu jedem Zeitpunkt wissen, wo sich seine Bewohner befanden. Damit war nicht nur für eine geordnete Gesellschaft gesorgt, sondern es erleichterte auch die Einberufung zur Reichswehr, die jetzt allerdings durch den Versailler Vertrag auf ein Hunderttausend-Mann-Heer begrenzt war. Für Bürger, die ein Verbrechen melden oder eine Beschwerde anbringen wollten, gab es ebenfalls entsprechende Formulare.

Der Grundriss der einzelnen Stockwerke war fast identisch: eine Reihe miteinander verbundener, weiß getünchter Flure, von denen viele Türen abgingen. Der abgenutzte Holzboden knarrte unter den Schritten. Bis Berg seinen Gefangenen die Treppen hinauf in den vierten Stock befördert hatte, war es kurz vor sieben Uhr. Es war fast acht, bis er mit der Abfertigung, der Schreibarbeit und dem Überstellen des Jugendlichen fertig war. Inzwischen hatten mehrere Kollegen Bergs ihren Dienst angetreten.

Da Berg und diese Männer zu der neu eingerichteten Mordkommission gehörten und oft mit komplexen Verbrechen zu tun hatten, teilten sie sich eines der begehrten Büros mit hohen Decken, Stuckverzierung und großen Fenstern, die stahlgraues Licht und viel Zugluft hereinließen. Altmodische Gaslampen unterstützten immer noch die neu installierte, aber recht schwache, gelblich gefärbte elektrische Beleuchtung, die bei jedem Luftzug

flackerte. In den Heizkörpern zischte zwar emsig der Dampf, doch der Raum war trotzdem eiskalt.

Berg rieb die Hände aneinander und merkte, dass zahlreiche Blicke auf ihn gerichtet waren, besonders die von Georg Müller, der von dem Schreibtisch aufschaute, den er sich mit Berg und Ulrich Storf teilte. Müller war gerade vierzig geworden, ein Mann von mittlerer Größe und einem massigen Körperbau – dicke Glieder, gewölbte Brust, breiter Hals. Er hatte ein rundes, gerötetes Gesicht und dichtes kastanienbraunes Haar. Seine grauen Augen unter den trägen, herabhängenden Lidern täuschten über eine rasche Auffassungsgabe hinweg, wenn er auch ein wenig nachlässig mit dem Berichtschreiben war ... sparsam mit Einzelheiten. Georg scherte sich nicht um die übliche Präzision, die dem deutschen Zeitgeist zu entsprechen schien. Trotzdem leistete er gute Arbeit und war ein umgänglicher Bursche, den Berg als Freund betrachtete. Im Moment blickte er auf Bergs Pyjama und konnte sich ein Lächeln kaum verkneifen. »Grüß Gott, Axel.«

»Guten Morgen.« Berg blies sich in die Hände, um sie zu wärmen, und betrachtete seine angemessen gekleideten Kollegen. Die Dienstkleidung der Münchener Polizei bestand aus einem dunklen Uniformrock mit verdeckter Knopfleiste, einem abnehmbaren runden Kragen und passender dunkler Hose. Georgs Polizeimütze – in neuerem Stil, ohne den schweren Metallpickel – lag ordentlich neben seinen Unterlagen. »Ich geh nach Hause und zieh mich um. Ich bin nur vorbeigekommen, damit niemand denkt, ich wollte mich vorm Dienst drücken.«

»Darf ich fragen, warum Sie halb nackt sind?«

»Ich bin nicht nackt – weder halb noch ganz.«

»Aber Sie sind auch nicht angezogen.«

Das war von Ulrich Storf gekommen. Der junge Mann, noch in den Zwanzigern, war erst vor kurzem in diese Abteilung befördert worden. Obwohl es unfair war, auf Günstlingswirtschaft zu schließen, hatte Berg das Gefühl, der Mann hätte den Aufstieg entweder gemacht, weil er der Verwandte eines Höhergestellten war oder weil er der richtigen Partei angehörte und die richtigen Leute kannte. Storf war ein hochgewachsener Mann und ziem-

lich dünn, hatte aber trotzdem ein Doppelkinn. Sein glänzendes Gesicht mit den rosigen Wangen deutete auf Jugend und Unverfrorenheit, doch in seinen tiefen, dunklen Augen blitzte unbestreitbar Intelligenz. »Wenn Sie auf der Suche nach einem Kostüm sind, erinnere ich Sie daran, dass der Fasching vorbei ist.«

»Bei all diesen Braunhemdenclowns, die den Königsplatz bevölkern, würde ich sagen, dass diese Stadt ständig im Fasching ist.«

»Wenn du das Gefühl hast, dass dauernd Fasching ist, sei wenigstens ein guter Bayer und zieh deine Lederhosen an.«

»Ich bin kein Bayer.«

Müller winkte ab. »Ach, ihr Preußen habt keinen Sinn für Humor.«

Ruhig gab Berg zurück: »Ich bin kein Preuße.«

»Er ist was Schlimmeres als ein Preuße.« Müller zwinkerte Storf zu. »Er ist Däne!«

»Aha...« Storf grinste zurück. »Dann werden wir ihn Deutscher sein lassen, wenn er groß ist.«

»Gegen so eine Einladung würden sich die meisten Dänen sträuben«, antwortete Berg. Ein heftiger Windstoß rüttelte an den Fenstern. Die Wände waren feucht und rochen nach Schimmel. »Nein, meine Herrn Kollegen, obwohl viele Bayern das in Zweifel ziehen würden, befürchte ich, dass ich so deutsch bin wie ihr.«

»Also ist er noch was Schlimmeres als ein Däne«, flüsterte Storf Müller vernehmlich zu. »Er ist ein Kommunist.«

Berg lächelte. »Bis später dann.«

»Knöpf deinen Mantel zu, Axel«, wies ihn Müller an, »wär doch nicht nett, wenn du die Leute in der Tram erschreckst.«

»Ich glaube, ich werde zu Fuß gehen«, erwiderte Berg. »Ist ja nicht weit.«

»Trotzdem bist du nicht richtig angezogen für dieses Wetter, Axel. Ich setze Wasser für einen Tee auf. Das wärmt die Innereien. Nicht nur deine, unsere auch. Aus der Heizung kommt heute Morgen keine Wärme. Möchtest du ihn mit oder ohne Schnaps?«

»Egal, was du mir bringst, Georg, ich trink alles.«

Berg setzte sich an seinen Platz und schloss die Augen, versuchte nicht an den Aktenberg vor ihm zu denken. Wieder mal

gab es einen Anstieg der allgemeinen Kriminalität nach dem Abflauen 1924, was damals der stabileren, aber abgewerteten Mark zu verdanken war. Trotzdem war es noch nicht wieder so schlimm wie 1923, als die Inflation tödlich gewesen war. In diesem Jahr hatten Eigentumsdelikte nachgelassen, genauso wie die Jugendkriminalität. Berg hatte dafür eine Theorie; er glaubte, dass die Delinquenten nach der Aufhebung des Verbots der NSDAP ihre gesellschaftsfeindlichen Neigungen darin umgewandelt hatten, gute kleine Nazis zu sein. Also war Hitler vielleicht letztlich doch zu etwas gut.

Die Arbeitslosigkeit hatte zugenommen. Von den siebenhunderttausend Menschen, die in München und Umgebung wohnten, waren über vierzigtausend ohne Arbeit. Besorgnis erregend, ja, doch selbst die momentane Arbeitslosigkeit war nicht so beunruhigend wie die alarmierende Anzahl von Verkehrstoten. Automobile wurden immer mehr zum bevorzugten Transportmittel der Reichen und verstopften die Straßen mit Lärm und üblem Gestank. Diese motorisierten Fahrzeuge waren nichts als eine Plage, drängten die Konkurrenz durch ihre Größe und ihr Gewicht aus dem Weg, hupten Radfahrer an, überfuhren Karren und, viel zu oft, Menschen. Automobile sollten ausschließlich auf die Benutzung durch Regierungsbeamte beschränkt sein.

»Schlafen Sie bei der Arbeit, Herr Berg?«

Berg öffnete rasch die Augen und sprang auf. Er hatte die Stimme seines Vorgesetzten erkannt.

»Wie passend, wo Sie doch bereits entsprechend gekleidet sind.« Hauptkommissar Martin Volker hob die linke Hand. In der Rechten hielt er aufgerollte Papiere. »Sie brauchen nichts zu erklären. Ich würde es sogar vorziehen, wenn Sie weder etwas erklären noch überhaupt etwas sagen, bis ich Ihnen verschiedene Fragen zu dieser trivialen Angelegenheit gestellt habe.«

Die triviale Angelegenheit war Lothar Felb. Jemand hatte ihn gesäubert; sein Gesicht war abgeschrubbt und gerötet, allerdings zeigten die Haare immer noch Spuren seines morgendlichen Schlambades. Er stand links neben Volker, ein verächtliches Grinsen im Gesicht.